

# JOSEPH JOFFO



## EIN SACK VOLL MURMELN

ROMAN

  
ullstein

## Das Buch

Paris, 1941. Die französische Hauptstadt ist fest in der Hand der Nazis, für die jüdische Familie Joffo wird es bald zu gefährlich, sich dort frei zu bewegen. Die Eltern befürchten das Schlimmste und bereiten die Flucht in die freie Zone vor. Da es zu auffällig wäre, als neunköpfige Familie gemeinsam durch das vom Krieg gezeichnete Land zu reisen, schicken sie den zehnjährigen Joseph und seinen älteren Bruder Maurice allein auf den Weg. Ein gefährliches Abenteuer beginnt, doch den Jungen gelingt es immer wieder, der Gestapo zu entkommen und sich so tapfer wie clever nach Südfrankreich durchzuschlagen. In der Kleinstadt Menton hoffen sie, endlich ihre Eltern wiederzutreffen.

Joseph Joffos packende autobiographische Erzählung wurde nach ihrem Erscheinen sofort zum Bestseller, in Dutzende Sprachen übersetzt und bereits zum zweiten Mal für die große Leinwand adaptiert.

## Der Autor

Joseph Joffo wurde 1931 in Paris geboren. Als er 1971 nach einem Skiunfall Bettruhe halten musste, schrieb er den Roman *Ein Sack voll Murmeln* – die Erinnerungen an seine Kindheit im besetzten Frankreich. Heute lebt er mit seiner Familie in Paris nahe dem Arc de Triomphe.

Ich danke meinem Freund,  
dem Schriftsteller Claude Klotz,  
der mein Manuskript gelesen und  
so gewissenhaft korrigiert hat.

## PROLOG

Dieses Buch ist kein Geschichtsbuch. Vielmehr erzählt es von meiner Kindheit in der Besatzungszeit. Dreißig Jahre sind seither vergangen, die eine oder andere Erinnerung ist verblasst, manches vergessen; aber das Wesentliche ist geblieben: das Echte, die Zärtlichkeit, das Komische, die Angst, die unser Leben begleitete. Um niemandem zu nahe zu treten, habe ich viele Namen geändert. Es ist die Geschichte zweier Kinder, die in einer grausamen und absurden Welt manchmal ganz unerwartet Hilfe und Unterstützung fanden.

Ich spiele mit der Murmel in meiner Hosentasche. Es ist meine Lieblingsmurmel, und ich gebe sie nicht her. Dabei ist sie die hässlichste von allen, wenn ich sie mit den Achaten oder den dicken Buckern im Schaufenster von Vater Ruben an der Rue Ramey vergleiche. Sie ist aus Ton und voller Macken und Risse, sie sieht aus wie die Erdoberfläche.

Es ist ein tolles Gefühl, die ganze Welt in der Hosentasche zu haben: die Berge, die Meere, für andere unsichtbar.

Ich fühle mich wie ein Riese, der die Planeten mit sich herumträgt.

»Verdammt, wann entscheidest du dich endlich?«

Es ist Maurice; er wartet auf dem Gehsteig vor der Metzgerei auf mich. Seine Kniestrümpfe rutschen immer und werfen Falten, mein Vater nennt ihn nur den Ziehharmonikaspieler.

Vor ihm liegen vier Murmeln: drei auf dem Boden angeordnet, eine obendrauf.

Oma Epstein lugt aus ihrer Tür zu uns herüber. Sie kommt aus Bulgarien und sieht mit ihrem faltigen Gesicht wie ein altes Hutzelweib aus. Ihre Haut ist braun, von Wind und Wetter gegerbt. Sie sitzt jeden Tag auf ihrem Stuhl in der Tür, grüßt die Kinder, die aus der Schule

kommen, und weder der graue Pariser Himmel noch die Porte de Clignancourt trüben den Glanz, den sie immer noch ausstrahlt.

Angeblich ist sie zu Fuß vor den Pogromen geflohen, durch ganz Europa ist sie geflüchtet, um schließlich hier im XVIII. Arrondissement zu stranden, wo sie die anderen Flüchtlinge aus dem Osten wiedertraf: die Russen und Rumänen, Tschechen, Gefährten von Leo Trotzki, Intellektuelle und Handwerker. Jetzt lebt sie seit zwanzig Jahren hier, ihre Erinnerungen sind verblasst, nur ihre Hautfarbe, das kräftige Braun, ist noch wie früher.

Sie amüsiert sich über meinen schlaksigen Gang. Ihre Finger zerknüllen den Saum ihrer Schürze, die so schwarz ist wie meine Schuluniform. In jener Zeit trug die Kindheit Trauer – man schrieb das Jahr 1941, die Vorboten einer Katastrophe zeichneten sich ab.

»Worauf wartest du denn noch?«

Ich zögere. Er hat gut reden! Ich war sieben Mal dran und hab's immer vergeigt, während Maurice in der Pause so viele Murmeln gewonnen hat, dass sie kaum in seine Hosentasche passen. Er kann kaum laufen damit, und ich habe nur noch die eine, meine Lieblingsmurmel.

»Ich will hier doch keine Wurzeln schlagen«, meckert er.

Okay. Ich wage es. Meine Hand zittert. Ich ziele ... Daneben! Das Wunder ist ausgeblieben. Und jetzt müssen wir nach Hause.

Die Metzgerei Goldenberg erinnert die Leute an ein Aquarium, sagen sie. In ihrem Fenster spiegeln sich die Häuser der Rue Marcadet.

Ich sehe nach links, damit Maurice, der rechts von mir geht, nicht sieht, dass ich weine.

»Hör auf zu heulen«, sagt Maurice.

»Ich heule nicht.«

»Wenn du zur anderen Seite guckst, dann weiß ich, dass du heulst.«

Ich wische mir mit dem Ärmel übers Gesicht. Ich sage nichts und beschleunige meinen Schritt. Seit einer halben Stunde sollen wir zu Hause sein; wir kriegen bestimmt Ärger.

Endlich sind wir da. Rue de Clignancourt; hier ist das Friseurgeschäft, in großen Buchstaben steht es auf dem Schaufenster: *Joffo – Friseur*.

Maurice boxt mich in die Seite.

»Hier, nimm.«

Ich sehe ihn an und nehme die Murmel. Einem Bruder gibt man die Murmel zurück, die man gerade von ihm gewonnen hat.

Ich habe meine Miniatur-Welt wieder! Damit werde ich morgen auf dem Schulhof gewinnen. Ich werde Maurice alle seine Murmeln abknöpfen. Er soll sich bloß nichts einbilden auf die lächerlichen vierundzwanzig Monate, die er älter ist als ich.

Ich bin immerhin zehn Jahre alt!

Dann gehen wir in den Salon, und sogleich umfassen mich die vertrauten Düfte. Jede Kindheit hat ihre typischen Gerüche, und ich habe sie alle aufgesogen: Lavendel, Veilchen, alles, was es gab. Heute noch sehe ich die Flakons vor mir, die im Regal standen, atme den Duft der weißen Handtücher, höre das klappernde Geräusch der Scheren, Musik der Kindheit.

Es herrschte Hochbetrieb, alle Stühle waren besetzt. Duvallier zog mich wie immer zur Begrüßung am Ohr. Ich glaube, er hat sein ganzes Leben im Friseursalon ver-

bracht. Er liebte es hier, die lebendige Atmosphäre, die quirlige Betriebsamkeit, das ganze Drumherum. Ein alter Witwer, der in seiner Dreizimmerwohnung in der vierten Etage in der Rue Simart lebte. Kein Wunder, dass er nach Zerstreuung suchte. Tagtäglich ging er die Straße hinunter und verbrachte den Nachmittag bei den Juden, er saß immer auf demselben Stuhl bei der Garderobe. Und wenn alle Kunden weg waren, erhob er sich, nahm Platz auf einem der Frisierstühle und sagte: »Rasieren, bitte.«

Und Papa rasierte ihn. Papa, der so wunderbare Geschichten erzählen konnte, Papa, der König der Straße, Papa, von den Nazis in der Gaskammer ermordet.

Wir machten unsere Hausaufgaben. Ich hatte damals keine Uhr, aber sie dürften nicht länger als fünfundvierzig Sekunden in Anspruch genommen haben. Das Lernen fiel mir leicht. Danach beschäftigten wir uns eine Zeitlang in unserem Zimmer, damit Mama oder unsere Brüder nicht auf die Idee kamen, uns zurückzuschicken, und dann gingen wir raus.

Albert war gerade dabei, einem Kunden mit lockigem Haar einen ordentlichen Bürstenschnitt zu verpassen, was seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; dennoch drehte er sich zu uns um.

»Ihr seid schon fertig mit den Hausaufgaben?«

Papa hatte uns natürlich auch gesehen, aber glücklicherweise musste er kassieren, so dass wir uns unbenutzt davonstehlen konnten.

Das war das Schönste!

Porte de Clignancourt 1941.

Ein Paradies für Rotzlümmel. Heute gibt es sogenannte Abenteuerspielplätze, Wasserrutschen, Spielplätze, die die Motorik fördern, pädagogisch wertvoll und nach be-



stimmten Konzepten angelegt – ausgearbeitet von Architekten und Kinderpsychologen. Kaum vorstellbar, dass wir damals so glücklich waren in unserem Viertel. Der graue Pariser Himmel, die Straßen spärlich beleuchtet von den Lichtern der Läden, die hohen Dächer, zwischen denen hier und da ein Stück Himmel zu sehen war. Die Bürgersteige waren mit Mülleimern vollgestellt, über die man klettern konnte, die Vorbauten der Häuser boten herrliche Verstecke, und auch die Klingelschilder hatten ihren Reiz. Plötzlich auftauchende Concièrges, Pferdewagen, die durch die Straßen ratterten, die Blumenhändler, die ihre prächtige Ware feilboten, und die Terrassen der Cafés. Scheinbar endlos dehnten sich die Straßen vor uns aus, ein Gewirr, so weit das Auge reichte. Was es nicht alles zu entdecken gab! Einmal stießen wir auf einen Fluss, am Ende einer schmutzigen Straße; später erfuhren wir, dass es sich um den Canal de l'Ourcq handelte. Dort, zwischen den glänzenden Öllachen und den Stahlgittern, trieben wir uns herum, bevor wir abends wieder nach Hause gingen.

»Wo gehen wir hin?«

Maurice ist derjenige von uns beiden, der die Fragen stellt.

Ich will gerade antworten, als mein Blick auf die Hauptstraße fällt.

Da sehe ich sie kommen.

Sie sind nicht zu übersehen.

Sie sind zu zweit; groß, schwarz gekleidet, Lederkoppel.

Sie tragen Stiefel, die so glänzen, als ob sie jeden Tag gewienert würden.

Maurice dreht sich um.

»SS«, murmelt er.

Sie kommen näher, ohne sich zu beeilen, sie gehen ruhig und aufrecht, als wären sie auf einer Parade auf einem großen Platz.

»Wetten, dass sie einen neuen Haarschnitt brauchen?«

Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden die Idee zuerst hatte. Wir duckten uns vor dem Schaufenster, und die Soldaten traten ein.

Wir bogen uns vor Lachen.

Mit unseren Körpern hatten wir das kleine Schild auf dem Schaufenster verdeckt, schwarze Buchstaben auf gelbem Grund: *Yiddish Gescheft*.

Im Salon hätte man hören können, wie eine Nadel zu Boden fällt. Zwei SS-Totenköpfe saßen mit aneinandergepressten Knien inmitten jüdischer Kunden, um ihren Hals meinem Vater oder meinen Brüdern anzuvertrauen.

Und draußen lachten sich zwei kleine Juden kringelig.

## 2

Henri hat Bibi Cohens Nacken von den Resten der abgeschnittenen Haare befreit, und nun geht er zur Kasse. Maurice und ich haben uns in der Nähe postiert und beobachten das Geschehen.

So ganz wohl ist uns nicht. Vielleicht sind wir doch ein bisschen zu weit gegangen, indem wir die beiden SS-Männer hierher gelotst haben.

Henri wendet sich an den Deutschen.

»Bitte sehr, Monsieur.«

Der SS-Mann nimmt auf dem Friseurstuhl Platz; seine Mütze legt er auf seinen Knien ab. Scheinbar unbeeindruckt betrachtet er sein Gesicht im Spiegel. Es macht fast den Eindruck, als gefiele ihm nicht, was er sieht.

»Ganz kurz?«

»Ja, und den Scheitel rechts, bitte.«

Mir bleibt fast die Luft weg in meiner Ecke hinter der Kasse. Ein Deutscher, der französisch spricht! Und sein Akzent ist weniger stark als der mancher Nachbarn hier im Viertel.

Ich unterziehe ihn einer gründlichen Musterung. Er trägt eine kleine glänzende Pistolentasche. Man sieht den Griff. Der Ring schaukelt hin und her, wie an meiner Spielzeugpistole.

Gleich wird ihm aufgehen, wo er sich befindet, und

dann holt er seine Waffe raus und legt uns alle um, sogar Mama, die in der Küche ist und überhaupt nicht ahnt, dass zwei Nazis bei uns im Salon sind.

Duvallier liest seine Zeitung. Neben ihm sitzt Crémieux, ein Nachbar, der bei einer Versicherung arbeitet und seinen Sohn regelmäßig zu uns zum Haarschneiden mitnimmt. Ich kenne ihn von der Schule, wir spielen manchmal in der Pause zusammen. Er macht keinen Mucks; er ist klein, aber jetzt sieht er so aus, als würde er am liebsten im Erdboden versinken.

An die anderen erinnere ich mich nicht. Ich habe sie alle vergessen. Meine Angst wurde immer größer.

Ich weiß nur noch, dass Albert mit einem Kunden herumflachste, während er noch ein Duftwässerchen in die frisch gestutzten Haare gab: »Kein Zuckerschlecken der Krieg, *hein?*«

Der SS-Typ zuckte zusammen. Das war sicher das erste Mal, dass er von einem Franzosen angesprochen wurde. Diese Chance ließ er sich nicht entgehen!

»Nein, wirklich nicht.«

Sie redeten weiter, die anderen im Salon mischten sich ein, man unterhielt sich gut miteinander. Der Deutsche übersetzte für seinen Kameraden, der nur mit Nicken oder Kopfschütteln reagierte, was Henri verzweifelt auszugleichen versuchte, da er ihm gerade die Haare schnitt. Schließlich durfte er dem Herrenmenschen keinen Schmiss verpassen, die Situation war schon kompliziert genug.

Mein Vater schwitzte Blut und Wasser, und mir wurde ganz anders bei dem Gedanken an die Tracht Prügel, die mich erwartete. Sobald diese beiden Typen zur Tür hinaus waren, würde Albert mich übers Knie legen, Henri

würde sich Maurice schnappen, und dann würden wir sehen, wie lange es dauerte, bis ihnen die Hände wehtaten.

»Bitte sehr, Sie sind dran.«

Mein Vater übernahm den anderen SS-Mann.

Ich hatte zwar großen Bammel, musste aber trotzdem lachen, als Samuel auftauchte.

Er kam täglich vorbei, um hallo zu sagen. Er war einer der Trödler vom Flohmarkt um die Ecke und hatte sich auf Wanduhren spezialisiert. Aber man konnte auch sonst alles Mögliche bei ihm finden, Maurice und ich stöberten gern in seinen Sachen herum.

Gut gelaunt trat er ein.

»Guten Tag, zusammen!«

Papa war gerade dabei, dem SS-Mann ein Handtuch umzubinden.

Samuel konnte gerade noch die Uniform sehen.

Seine Augen wurden so kugelrund wie meine Murmeln und dreimal so groß.

»Oh, oh!«, rief er. »Oh, oh ...«

»Ja«, sagte Albert, »hier ist gerade viel los.«

Samuel strich sich über den Schnurrbart.

»Schon gut«, sagte er, »ich komme ein andermal, wenn es ruhiger ist.«

»In Ordnung. Meine Verehrung an Madame.«

Samuel stand da wie vom Donner gerührt und starrte die beiden an.

»Soso«, murmelte er, »soso.«

Ein paar Sekunden stand er wie angewurzelt dort, dann verschwand er mit unsicheren Schritten.

Dreißig Sekunden später wussten es alle von der Rue Eugène-Sue bis oben nach Saint-Ouen, von den jüdischen

Restaurants bis hin zu den koscheren Metzgereien, dass Vater Joffo der ausgewählte Friseur der SS war.

Der Coup des Jahrhunderts!

Währenddessen wurde im Salon munter weiter geplaudert. Auch mein Vater beteiligte sich.

Der SS-Mann hatte uns im Spiegel entdeckt.

»Sind das Ihre beiden?«

Papa lachte.

»Ja, die Lausbuben gehören zu mir.«

Der Mann nickte gerührt. Schon merkwürdig, dass zwei Männer von der SS im Jahr 1941 bei zwei jüdischen Jungs sentimental wurden.

»Dieser Krieg ist einfach furchtbar. Daran sind nur die Juden schuld.«

Mein Vater hörte nicht auf zu schneiden. Jetzt war die Schermaschine dran.

»Glauben Sie?«

Der Deutsche nickte mit Bestimmtheit.

»Ja, natürlich.«

Papa beendete seine Arbeit, sah kritisch auf das Haupt seines Kunden und kniff wie ein Künstler ein Auge zu. Mit einer einzigen Bewegung entfernte er das Handtuch und hielt ihm den Spiegel hin.

Der SS-Mann lächelte zufrieden.

»Perfekt. Vielen Dank.«

Jetzt kamen sie beide zur Kasse. Ich schmiegte mich an meinen Vater und sah zu ihm hoch; er lächelte.

Die SS-Männer setzten ihre Mützen wieder auf.

»Sind Sie zufrieden mit dem Haarschnitt?«

»Danke. Ausgezeichnet.«

»Schön. Bevor Sie nun gehen, muss ich Ihnen noch sagen, dass alle hier im Salon Juden sind.«